

A portrait of a man with a beard and mustache, wearing a white shirt and a dark vest. He is holding a string of dark beads with a cross at the end, and his right index finger is pressed against his lips in a 'shh' gesture. The background is dark and slightly out of focus.

Daniel Bühling
mit Felicia Englmann

DAS 11. GEBOT:
DU SOLLST NICHT
DARÜBER SPRECHEN

riva

Dunkle Wahrheiten
über das Priesterseminar

Daniel Bühling
mit Felicia Englmann

DAS 11. GEBOT:
DU SOLLST NICHT
DARÜBER SPRECHEN

Daniel Bühling
mit Felicia Englmann

DAS 11. GEBOT: DU SOLLST NICHT DARÜBER SPRECHEN

Dunkle Wahrheiten
über das Priesterseminar

riva

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

Für Fragen und Anregungen:

buehling@rivaverlag.de

2. Auflage 2014

© 2014 by riva Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH,
Nymphenburger Straße 86
D-80636 München
Tel.: 089 651285-0
Fax: 089 652096

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Redaktion: Kerstin Weber, Rosenheim
Umschlaggestaltung: Kristin Hoffmann, München
Umschlagabbildungen: Vorderseite: Nils Schwarz, Rückseite: privat
Satz: Georg Stadler, München
Druck: GGP Media GmbH, Pöbneck
Printed in Germany

ISBN Print: 978-3-86883-322-5
ISBN E-Book (PDF): 978-3-86413-386-2
ISBN E-Book (EPUB, Mobi): 978-3-86413-387-9

Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.rivaverlag.de

Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter
www.muenchner-verlagsgruppe.de

Gewidmet meinem Bruder Oliver

Inhalt

Vorwort	9
Zweifel	12
Glück in einer zerbrechlichen Welt	15
Was ist eigentlich »die Kirche«?	21
Heilige Nacht	28
Aufbruch	32
Beruf oder Berufung?	37
Wie wird man eigentlich Priester?	44
Das Tor in eine andere Sphäre	50
Unheiliger Krieg	62
Prüfungen	72
Diener der Kirche	78
Neubeginn	84
Spätberufen	91
Wie verläuft eigentlich die Ausbildung zum Priester?	97
Seminaristenleben	101
Schuld und Sünde im Seminar	113
Was hat Kirche mit Sex zu tun?	127
Das eiskalte Heimatseminar	135
Unter Druck	143

Deutsche Bischöfe: Hirten, Fürsten – Vorbilder?	156
Kirche und Karriere – wie geht das eigentlich?	168
Am Ziel – und doch nicht angekommen	176
Gewissheit	183
Ausstieg	188
Leben in der echten Welt	191
Meine Kirche	203
Der schönste Tag im Leben	210
 Bibliografie	 217

Vorwort

Alle Menschen sind »verpflichtet, die Wahrheit, besonders in dem, was Gott und seine Kirche angeht, zu suchen und die erkannte Wahrheit aufzunehmen und zu bewahren«. Zu dieser Pflicht werden die Menschen »durch die eigene Natur gedrängt«.

(KKK 2104)

Auf dem Cover dieses Buches sehe ich mit meinem Pullunder und dem weißen Hemd wie ein Pfarrer aus, oder? Schon eigenartig, wie ein eigentlich weltliches Kleidungsstück zum Erkennungszeichen des Klerikers werden konnte. Bis ich selbst in die Welt der Kleriker kam, hatte ich nie darüber nachgedacht.

Nach acht Jahren in der katholischen Kirche wusste ich, was es mit den Pullunderträgern auf sich hat. Und ich wusste vieles mehr über die Kirche. So viel, dass ich mich entschied, doch kein Priester zu werden. Was ich in diesen acht Jahren in Priesterseminaren und kirchlichen Ausbildungsstätten erlebte, habe ich in diesem Buch aufgeschrieben. Es ist keine Abrechnung mit der katholischen Kirche oder gar mit dem Glauben. Ich bin nach wie vor in vielen Glaubensansichten mit der Kirche einig. Ich glaube und meine zu wissen, dass Christus mich liebt und so annimmt, wie ich bin. Doch viele Auslegungen, Meinungen und Dogmen der Kirche kann ich nicht vertreten.

Ich stehe hinter meiner Überzeugung, meinen Aussagen und der Wahrheit der Erlebnisse, wie ich sie in diesem Buch erzähle. Ich habe keine offene Rechnung mit der Kirche und hätte vonseiten der Kirche aus ohne Probleme Priester werden können. Mein Theologiestudium habe ich mit der Note 1,3 abgeschlossen und ein lupenreines Empfehlungsschreiben für den priesterlichen Dienst erhalten. Es attestiert mir geistige, theologische und menschliche Reife. Die Kirche wollte mich. Aber ich entschied mich gegen die Kirche und für die Wahrhaftigkeit, vor allem mir selbst gegenüber.

Zur Wahrheit gehört in diesem Buch auch, dass ich die Namen und Herkunftsorte meiner Kommilitonen verändert habe. Weil ich selbst immer offen und ehrlich war, sind mir viele Menschen ebenso offen und ehrlich begegnet und haben sich mir im Lauf der Jahre anvertraut. Dieses Vertrauen werde ich nicht missbrauchen, indem ich die echten Namen dieser Menschen verrate. Jeder von diesen Menschen soll selbst entscheiden, was er nach außen trägt und wozu er selbst steht. Jeder von diesen Menschen muss mit seinem eigenen Gewissen vereinbaren, inwieweit er ehrlich oder unehrlich mit seiner Situation innerhalb der Kirche leben kann.

Bei Problemen und Konflikten, die oft keine sein müssten, gilt in der Kirche das elfte Gebot: Du sollst nicht darüber sprechen. Egal, was das eigene Gewissen sagt, das elfte Gebot dominiert, und mit ihm die Angst, als Kirchenmann von der eigenen Kirche entlassen zu werden.

Ich breche in diesem Buch das elfte Gebot, und das mit gutem Gewissen. Es ist ein Gebot der Menschen und der Kirche, nicht das Gebot Gottes. Das elfte Gebot sollte für niemanden gelten. Denn es trägt dazu bei, dass die Kirche weiterhin über die Angst und die Schuldgefühle der ihr anvertrauten Menschen Macht ausübt. Wie sie dies im Detail tut – auch dies erzähle ich in diesem Buch anhand meiner eigenen Erlebnisse.

Danken möchte ich:

Meinem Mann René für die Möglichkeiten, die er mir bietet, meinen Weg in der Wahrheit und Freiheit des Lebens außerhalb der Kirche zu finden. Danke, dass du mir über den Weg gelaufen und für mich da bist.

Meiner Mutter, die stets voll und ganz hinter mir steht und immer nur eines will: mich glücklich zu sehen. Und was soll ich dir sagen: Heute bin ich es!

Meinem Vater dafür, dass sich alles zum Guten gewendet hat. Ich habe heute erkannt, dass du immer das Beste für mich wolltest und mich vor Enttäuschungen zu bewahren versuchtest.

Meiner ganzen Familie, die mich trägt und unterstützt.

Meinen besten Freundinnen Nicole und Miriam, die mir stets Mut zusprechen.

Felicia Englmann für ihre tatkräftige Unterstützung bei diesem Werk.

Meinen Freunden und Freundinnen von der Fachakademie Neuburg an der Donau. Ihr seid die wahren Helden.

David Berger für sein Engagement.

Allen, die ihren Namen hier nicht finden, aber wissen, dass sie eine wichtige Rolle in meinem Leben spielen und bei diesem Buch, in welcher Weise auch immer, mitgewirkt haben.

Zweifel

Das ganze Volk erlebte, wie es donnerte und blitzte, wie Hörner erklangen und der Berg rauchte. Da bekam das Volk Angst, es zitterte und hielt sich in der Ferne. Es sagte zu Mose: Rede du mit uns, dann wollen wir hören. Gott soll nicht mit uns reden, sonst sterben wir. Da sagte Mose zum Volk: Fürchtet euch nicht! Gott ist gekommen, um euch auf die Probe zu stellen. Die Furcht vor ihm soll über euch kommen, damit ihr nicht sündigt.

(Exodus 20,18–20)

Ich glaube an Gott, aber ich glaube nicht mehr an die heilige katholische Kirche. Ich bin kurz davor, zum Diakon geweiht zu werden, und nie war mir die Kirche so fremd. Acht Jahre lang habe ich mich darauf vorbereitet, katholischer Priester zu werden. Jetzt bin ich kurz vor dem Ziel. Und war dem Ziel nie so fern wie heute.

Ich wäre ein ausgezeichnete Priester – das sagen mir meine Kommilitonen, meine Dozenten, mein Heimatpfarrer. Mein Glaube ist stark und meine Liebe zu den Menschen unendlich. Mein Herz sagt mir, dass der Priesterberuf genau der richtige für mich ist. Gott sagt mir, dass es das ist, was ich tun sollte. Gott hat mich berufen, so laut, dass ich es nicht überhören konnte. Hier bin ich nun. Aber meine Seele weint.

In den dunklen Stunden der Nacht wandere ich durch meine einsame Wohnung. Hier bin ich und finde keine Ruhe. Dabei hatte ich gedacht,

dass ich das innere Ringen längst gewonnen hätte. Dass ich nach all der Zeit sicher wäre: Das Priesterdasein, das ist mein Leben. Aber jetzt bin ich unsicherer als an dem Tag, an dem ich zum allerersten Mal meine innere Stimme sagen hörte: *Werde doch Priester ...*

Ist es eine Prüfung Gottes, um die große Entscheidung endgültig zu bestätigen – oder ist es eine Warnung vor dem Unglück? Gott verlangt viel von mir. Er hat mich berufen und mir die Liebe zu den Menschen mit auf den Weg gegeben. Er hat mich aber auch als schwulen Mann erschaffen und mir das Bedürfnis nach menschlicher Nähe, Liebe und Sexualität mitgegeben. Wieder und wieder wandere ich in diesen dunkelsten aller nächtlichen Stunden durch die Wohnung und ringe mit mir selbst. Denn diese beiden Wege sind nicht vereinbar. In der katholischen Kirche muss ich mich entscheiden: Berufung oder Beziehung?

Eine schwere Entscheidung. Fast niemand kann sie endgültig treffen. In den vergangenen Jahren habe ich gesehen, wie viele Priester an den Ansprüchen ihrer Kirche scheitern: Diejenigen, die eine Lüge leben und sich für eine heimliche Partnerschaft entscheiden. Diejenigen, die sich an den Zölibat halten und zugleich an ihrer Einsamkeit zerbrechen. Ich kenne nur wenige Geistliche, die völlig mit sich, ihrem Beruf und ihrer Berufung im Einklang sind und so leben, wie es die katholische Kirche verlangt. Dennoch war ich eine Zeit lang davon überzeugt, genau das zu können. Aber je näher der Tag rückt, an dem ich geweiht werden soll, desto dunkler werden meine Nächte. Mein Herz und mein Verstand sind sich uneins.

Immer wieder denke ich an all die Priester und Priesteramtskandidaten, die ihre Sexualität heimlich ausleben und sich deshalb schuldig fühlen. Die ihre Partner oder Partnerinnen mehr oder weniger offen an ihrer Seite haben und damit gegen die Regeln der Kirche verstoßen. Die sich nach außen vergeistigt, ja geradezu heilig geben und im Privatleben »die Sau herauslassen«. In der Kirche glaubte ich, das Gute zu finden, doch was ich fand, war vor allem Scheinheiligkeit, Verlogenheit,

Vertuschung, Gleichgültigkeit, Neid, Gemeinheit, Oberflächlichkeit. Ich fand Menschen, die sich ihre eigene Menschlichkeit versagten, die jeden Kontakt zur Alltagswelt verloren haben. Und so sagt mir mein Verstand: *Komm zur Besinnung!*

Will ich wirklich den Rest meines Lebens mit diesen Menschen verbringen? Ist es diese Kirche wert, einen großen Teil von mir zu opfern? Kann Gott das von mir wollen? Ich denke an all die Erlebnisse der vergangenen Jahre und an die Zeit, als ich tatsächlich der Überzeugung war, das Gute, ja, die reine Güte in der Institution katholische Kirche gefunden zu haben. Und so blutet mein Herz. Ich glaube an Gott. Ich wollte Priester werden – bis ich die Kirche richtig kennenlernte.

Glück in einer zerbrechlichen Welt

Die Familienbeziehungen bewirken eine besondere gegenseitige Nähe der Gefühle, Neigungen und Interessen, vor allem, wenn ihre Mitglieder einander achten. Die Familie ist eine Gemeinschaft mit besonderen Vorzügen: sie ist berufen, »herzliche Seelengemeinschaft, gemeinsame Beratung der Gatten und sorgfältige Zusammenarbeit der Eltern bei der Erziehung der Kinder« zu verwirklichen.

(KKK 2206)

Kirche? Damit hatte ich die meiste Zeit meines Lebens nichts am Hut. Langweilig – so empfand ich, mit einem Wort gesagt, die Gottesdienste. In der Kirche war es kalt und düster, und in den Bänken saßen nur alte Leute in sich zusammengesunken da. Von der Predigt des greisen Pfarrers verstand ich kein Wort. Die Messe schien ewig zu dauern, und wenn dann endlich das Glöckchen klingelte und der Pfarrer die Hostie hochhielt, atmete ich auf: Nur noch ein paar Minuten, dann würde es vorbei sein.

In meiner Familie war bis auf meine Großeltern, vor allem meine Oma, niemand besonders religiös. Ich wuchs in einem kleinen Dorf bei Günz-

burg auf, im bayerischen Schwabenland. Ein paar Bauernhöfe entlang der Straße, 120 Einwohner. Wir waren eine traditionelle Großfamilie: Mein Vater hatte den Zimmereibetrieb seiner Eltern übernommen, und meine Großeltern lebten mit uns zusammen auf einem Grundstück – ebenso wie mein Onkel, meine Tante und mein zehn Jahre älterer Cousin sowie meine Urgroßmutter, die hier die letzten Jahre ihres Lebens verbrachte. Meine Großmutter war der Mittelpunkt der Familie und die Kraft, die uns alle zusammenhielt, trotz ihres eher herben als herzlichen Umgangs, ihrer strengen statt sanften Art. Ihre Küche war unsere Familienzentrale. Pünktlich um 10.30 Uhr gab es Brotzeit, zu der sich dort alle, die in der Werkstatt arbeiteten – darunter auch meine Mutter –, einfanden. Dass meine Oma meinen schwer kranken Opa pflegte, schien mir als Kind ganz normal. Warum sie so streng war und ein geradezu herrisches Regiment führte, wie hart sie mit sich selbst umging und was ihr tiefer Glauben damit zu tun hatte – das verstand ich damals noch nicht.

Großmutter war es sehr wichtig, mir und meinem fünf Jahre älteren Bruder Olli christliche Werte beizubringen und uns an die Kirche heranzuführen, erst recht, da meine Eltern sich so wenig dafür interessierten. Allerdings war unser Dorf so klein, dass wir nicht einmal eine Kirche hatten, sondern nur eine kleine Kapelle. Zum Gottesdienst mussten wir in den Nachbarort Wettenhausen fahren oder über die Felder dorthin laufen.

In Wettenhausen befinden sich ein Dominikanerinnen-Kloster und die für die Gegend zuständige Pfarrkirche, die sich direkt an das Kloster anschmiegt. Mit ihrem weißen Glockenturm und dem Zwiebdach fällt die Pfarrkirche schon von Weitem ins Auge und ist auch im Innern – mit Stuck verziert und vielen Kunstwerken geschmückt – um einiges prächtiger als die Klosterkirche selbst. Da schon damals Personalmangel herrschte, war für Kloster wie Pfarrei derselbe Pfarrer zuständig.

Meine Großmutter war der Meinung, dass unsere Familie viel zu selten die Messe besuchte, und drängte uns Kinder, sie in die Kirche

zu begleiten. Sie meinte es gut. Aber Olli war dazu nicht zu überreden und suchte schon früh seinen ganz eigenen Weg. Ich dagegen ging mit, zumindest manchmal, zusammen mit vielleicht zwei oder drei anderen Kindern, die ebenfalls von zu Hause aus in die Kirche gedrängt wurden. Aber für uns alle war das Schönste am Gottesdienst, wenn er vorbei war.

Als ich sechs Jahre alt war, ließen meine Eltern sich scheiden. Der Vater verließ das Dorf, weil er eine jüngere Frau kennengelernt hatte. Zum Arbeiten kam er aber weiterhin in den Betrieb. Als Kind verstand ich zunächst nicht, was da passierte – ich dachte, es wäre normal, dass ein Vater nicht mehr mit seiner Familie in einem Haus wohnt. In der Grundschule hänselten mich die anderen Kinder zwar dafür, dass meine Eltern geschieden waren, aber ich wusste nicht einmal, was »geschieden« bedeutet – in unserem Dorf kannte ich keine Geschiedenen. Dass auch meine Tante und mein Onkel sich getrennt hatten, war mir damals gar nicht aufgefallen, da nie darüber gesprochen wurde. Also musste ich meine Mutter fragen, was es mit diesem »geschieden sein« auf sich hatte. Erst da verstand ich, dass bei uns auf dem Land eine Scheidung wie ein Brandzeichen war: Meine Mutter war das schwarze Schaf im Dorf und durfte in der Messe nicht mehr zur Kommunion gehen – ein zusätzlicher Grund für sie, mit der Kirche zu brechen.

Nach knapp vier Jahren schloss der Vater den Zimmereibetrieb. Um unser Haus auch weiterhin erhalten zu können, arbeitete meine Mutter daraufhin in einer Fabrik für Elektrokleingeräte. Da sie einen Teil des Hauses allein abbezahlen und uns Kinder durchbringen musste, litt sie unter ständiger Existenzangst. Die sogenannte Hausfrauenschicht, zu der meine Mutter in der Fabrik eingeteilt war, ging von 17 bis 22 Uhr und war sehr anstrengend. Daher übernahmen meine Oma und meine Großeltern in Krumbach einen gewichtigen Teil meiner Erziehung und der meines Bruders. Wenn wir unter der Woche aus der Schule kamen, gab es in Omas Küche das Mittagessen. Wenn meine Mutter abends weg

war, brachte Oma uns ins Bett. Die Wochenenden verbrachten wir dann meistens in Krumbach bei meinen anderen Großeltern, die meine Mutter dadurch entlasteten.

Mein Bruder war sehr wütend, fast hasserfüllt, und warf dem Vater vor, uns im Stich zu lassen. Überhaupt begehrte er in dieser Zeit ständig auf und tat, was er wollte. So sah er auch aus: lange Haare, AC/DC-T-Shirt, Lederjacke, Springerstiefel. Ich verstand mich nicht mit ihm, und es gab viel Streit. Ausgehen und Partymachen war alles, was ihn interessierte. Und so knatterte er jedes Wochenende auf seinem Moped davon. Niemand kam mehr an ihn heran, erst recht nicht der Vater, dem er stets mit dem Vorwurf konterte, er habe ihm nichts mehr zu sagen, weil er uns verlassen hatte.

Während Olli mit unserer Familie, dem Vater und dem Dorf am liebsten nichts mehr zu tun haben wollte, gab es für mich nichts Schöneres als meine Heimat und ein harmonisches Zusammenleben. Ich schaffte mir meine eigene kleine, heile Welt, indem ich mich viel mit Tieren beschäftigte. Einen richtigen kleinen Zoo baute ich mir auf. Zu den Stallhasen, die meine Großmutter schon immer gehalten hatte, bekam ich einen Zwerghasen dazu, im Haus hatten wir einen Wellensittich, und auf dem Hof tummelten sich Katzen. Ich liebte es, mit meiner Spielkameradin von nebenan in den Stall zu gehen und mit den Hofhunden herumzutollen. Ich nahm Reitstunden, und später baute ich mir noch eine große Voliere in den Garten, in der ich Wachteln und Fasane hielt. Im Gegensatz zu allen unseren Nachbarn hatten wir selbst zwar keinen Bauernhof, aber ich war trotzdem ein richtiges Landkind.

Deshalb war klar, dass ich mir zur Erstkommunion nichts sehnlicher wünsche als – einen eigenen Hund! Überhaupt ging es mir bei der Kommunion nur um die Geschenke und den schulfreien Tag, an dem der Kommunionausflug stattfand. Religion? War mir egal. Und die Kirche in Gestalt des alten Gemeindepfarrers tat auch reichlich wenig, um dies zu ändern. Der Pfarrer konnte mit uns Grundschulkindern nichts anfan-

gen und hatte weder Geduld noch Gespür für uns. Mit seinen fast 80 Jahren – seine Priesterweihe war im Jahr 1931 gewesen – war er damit einfach überfordert. Daher gab es natürlich auch keine Kindergottesdienste in der Gemeinde. Zur Vorbereitung auf die Erstkommunion marschierte eine Gruppe von 25 Kindern ein Mal pro Woche in die düstere kalte Kirche, wo uns der Pfarrer dann – gerne mit erhobenem Zeigefinger – erklärte, was auf uns zukommen würde. Die Frage, ob jemand zur Kommunion geht oder nicht, stellte sich erst gar nicht. Es war ein völlig unumstößliches Ereignis, ein absolutes Muss.

Wir Kinder hatten eher Angst, als dass wir uns auf dieses Ereignis freuten, dort in der dunklen Kirchenbank vor dem Pfarrer, der uns gewaltigen Respekt einflößte. *Vor einem Pfarrer muss man Ehrfurcht haben*, das hatte man uns Kindern eingebläut, *in der Gegenwart des Herrn Pfarrer darf man nichts Falsches sagen und sich nicht danebennehmen*. Der Pfarrer war eine absolute Autoritätsperson. Gemocht haben wir ihn trotzdem nicht. Oder vielleicht gerade deswegen.

Den Religionsunterricht in der Schule fand ich dagegen großartig. Er war anders als die anderen Stunden, und ich mochte vor allem die biblischen Geschichten, die uns die Lehrerin erzählte. Während der Kommunionvorbereitung erklärte sie uns selbstverständlich auch, was die Hostie ist und die Gemeinschaft mit Christus bedeutet, aber das waren leere Worte für mich. Ich war bei der ganzen Sache dabei, weil alle anderen auch dabei waren – und wegen der Geschenke.

Fast hätte mein Bruder mir meinen Festtag verdorben. Wie immer gab es Streit zwischen ihm und dem Vater, und das schon am Morgen, als wir zur Kirche gehen wollten. Olli weigerte sich nämlich, mitzukommen. Er schrie und stieß wilde Drohungen aus, was sich fest in meine Erinnerung eingebrannt hat. Kirche und Glaube bedeuteten mir in jener Zeit zwar kaum etwas – meine Familie und unser harmonisches Miteinander dafür alles. Wie würde mein großer Tag wohl weitergehen, wenn schon zu Beginn der Haussegnen schief hing? Allerdings wurde es dann

doch ein schönes Fest. Für die Feier nach dem Gottesdienst hatten meine Eltern sogar einen Tisch in einem Wirtshaus reserviert – ein seltenes und deshalb ganz besonderes Erlebnis. Zu Hause wartete eine üppige Kaffeetafel auf uns, bis es am Spätnachmittag in die Dankandacht ging. Und dankbar war ich tatsächlich: Dafür, dass wir an diesem Tag alle beisammen waren, dafür, dass ich einmal im Mittelpunkt stehen durfte – und natürlich für meine Kommuniongeschenke.

An diesem Tag fühlte ich mich unendlich reich. Es war so üblich, dass ein Kommunionkind von jeder Familie im Dorf einen Umschlag mit Glückwunschkarte und Geld zugesteckt bekam. Beim Öffnen der Kuverts notierte man dann mit Bleistift auf der Karte, wie viel die jeweilige Familie gegeben hatte, damit man bei nächster Gelegenheit – wie einer anderen Kommunion oder Firmung – ein gleichwertiges Gegen Geschenk machen konnte. Zwischen 5 und 20 Mark steckten in jedem Umschlag, sodass ich zusammen mit den Geschenken von meinen Verwandten insgesamt 860 Mark bekommen hatte.

Seltsamerweise ist das Zählen des Geldes derjenige Moment meines Erstkommuniontages, der mir am deutlichsten im Gedächtnis geblieben ist. Wahrscheinlich weil wir sonst an allem sparen mussten und sehr bescheiden lebten. Mit dem kleinen Vermögen erfüllte ich mir dann meinen größten Wunsch: Ich durfte Rambo, einen Bearded-Collie-Mischling, aus dem Tierheim holen. Ein Luxus, den meine Mutter mir nie hätte ermöglichen können.

Da meine Mutter arbeitete, mein Bruder keinen Finger rührte und Oma mit dem Haushalt und der Pflege ihres Mannes sehr eingespannt war, übernahm ich schon als Zehnjähriger viele Aufgaben im Haus – und damit auch einen Teil der Verantwortung für die Familie. Ich putzte, ich saugte Staub, ich kümmerte mich um das Abendessen – kochen hatte ich bei Oma gelernt –, und ich tat es gerne, vor allem, um meiner Mutter eine Freude zu machen. Wir waren keine heile Familie. Auch keine gut katholische. Aber ich war glücklich.

Was ist eigentlich »die Kirche«?

Die »Kirche« ist das Volk, das Gott in der ganzen Welt versammelt. Sie besteht in den Ortsgemeinden und verwirklicht sich als liturgische, vor allem eucharistische Versammlung. Sie lebt aus dem Wort und dem Leib Christi und wird dadurch selbst Leib Christi.

(KKK 752)

Wie mir dürfte es vielen Kindern ergangen sein: Über die Familie, die Schule, die Heimatgemeinde wächst man in Kirche und Glauben hinein, ganz natürlich, ohne viel darüber nachzudenken oder zu wissen, worum es wirklich geht. Diese »Glaubenserziehung« heißt Katechese, und die Inhalte des Glaubens sind im Katechismus der katholischen Kirche niedergeschrieben – kurz KKK –, dem offiziellen Glaubenshandbuch. Als Kommunionkind hatte ich mit dem Katechismus noch nichts zu tun, und die Katechese war eher schlicht. Aber es gab sie, vor allem durch meine Großmutter.

Aber was etwa bedeutet das Wort »katholisch« eigentlich genau? »Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige katholische Kirche ...« Selbst für diejenigen, die das apostolische Glaubensbekenntnis schon